

2. Philosophiegeschichte: Neuzeit

VETÖ, MIKLÓS, *La pensée de Jonathan Edwards*. Paris: du Cerf 1987. 363 S.

Das gerechtfertigte Interesse für diese werksynthetisch angelegte Studie ist mehrfach zu begründen: historisch, ideengeschichtlich, ethisch-metaphysisch sowie religionsphilosophisch und theologisch mit Einschluß ökumenischer Aspekte. Jonathan Edwards (1703–1758), zu dem bisher fast ausschließlich nur englischsprachige und holländische Untersuchungen vorlagen, bedeutet nämlich für Nordamerika sowohl den Anfang einer eigenständigen Philosophie wie die gedanklich dichteste, pietistisch-spirituelle Erneuerung eines durch die Aufklärung im Rationalismus erstarrten Puritanismus. Gerade für solche genuinen Verstehensvoraussetzungen kann V. (Universität Rennes u. Straßburg) nicht nur seine besonderen Kenntnisse aus früherer philosophischer Lehrtätigkeit in den USA einbringen, sondern vor allem auch die bisher systematisch von ihm reflektierte Beziehung von Philosophie und Religion, wie er sie u. a. mit wichtigen Arbeiten über Schelling (und den Deutschen Idealismus insgesamt) sowie über S. Weil und das Problem des Bösen vorgelegt hat.

Edwards' Denkweg eines Philosophen und Predigers – der die ontologische Konstitutionsproblematik vom Begriff der „Zustimmung“ her denkt, um schließlich in einer Ästhetik des „Geschmacks“ die Frage nach der gnadenbedingten Anziehung für die „reine Liebe“ zu lösen – verlangt zugleich eine anthropologische und ethische Betrachtung, in welche die griechisch-christliche Traditionslinie von Augustinus bis Kant über Calvin und Locke mit eingebettet ist. V. artikuliert diese spekulativen Zusammenhänge im besten Wortsinne in acht ausdifferenzierten Hauptkapiteln: „Vom Sein zur Gnade“ (I), „Der Wille“ (II), „Gott und der böse Wille“ (III), „Das Böse im Guten“ (IV), „Spirituelle Idee und natürliche Erkenntnis“ (V), „Die Erkenntnis des Spirituellen“ (VI), „Die zwei Schönheiten“ (VII) sowie „Das Ganze und das Wesentliche“ (VIII). Was theologisch als Schöpfungs-, Sünden(fall)- und Gnadenlehre bei Edwards erscheint, ist folglich philosophisch vor allem mit der Bestimmung von Sein, Wille und Schönheit bei ihm in Einklang zu bringen. Insofern nun der Sinn des Geschaffen-seins darin besteht, daß dieses letztlich zum „Medium“ der innertrinitarisch begründeten „Zustimmung“ Gottes zu sich selbst wird, erlaubt die Unterscheidung in „materielles“ und „spirituelles Sein“ den Aufweis einer solchen allseitigen Kontinuität mit Gott als *dem* Sein. Denn während das materielle Sein besonders durch Proportionalität ausgezeichnet ist, beruht die axiologische „Vortrefflichkeit“ (excellence) des spirituellen (Da-)Seins seinerseits in der Gott entgegengebrachten „Zustimmung“. Damit sind Calvinismus und Idealismus in gewisser Weise versöhnt, da Gottes absolute Souveränität nicht jede menschliche Autonomie schlechthin aufhebt und dennoch gleichzeitig eine pantheisierende Konnaturalität vermieden ist. – Diese konstante Hauptsorge Edwards' um einen wirklichen Ausgleich zwischen menschlicher Eigenverantwortlichkeit und göttlicher Absolutheit zeigt sich in besonders eigenständiger Weise innerhalb seiner Diskussion des Willensproblems, wo V. u. a. sehr aufmerksam der ständigen Verflechtung des Theodizeeproblems mit der nominalistischen Logik einer in allem unvergleichbaren Transzendenz nachgeht. Edwards – meist für sein Werk „The Freedom of Will“ bekannt – gelingt es, den Willen als gänzlich bestimmt zu erweisen, und zwar aus sich selbst heraus, ohne ihm den Charakter des spezifisch Volitiven einerseits zu nehmen und ohne ihn andererseits auch aus der theologisch-dogmatischen Vorgabe der Erbsündenlehre herauszulösen. Der hierzu überzeugende Nachweis V.s erfolgt zu einem guten Teil durch quellenmäßig berechnete Beachtung der metaphysischen Intuition Lockes von der „konstituierten Einheit“. So wie für Locke eine fortgesetzte Schöpfung der allgemeinen und persönlichen Identität beim Erkenntnisgeschehen vorausgeht, so liegt – übertragen auf die Kontinuität eines jeden Menschen in bezug auf Adam – auch der Person Adams und aller Abstammung der Individuen von ihm eine „schöpferische Macht Gottes“ voraus. Aber diese physischen und metaphysischen Voraussetzungen verhindern nicht, daß sich im jeweiligen (sündhaften) Willen nur *ein* Wille als der je *meinige* äußert. Denn wäre der Wille nicht durch sich selbst bestimmt, dann wäre es kein wirklicher Wille oder seine Unbestimmtheit führte zu einem unendlichen Auf-

suchen eines äußeren Bestimmungsgrundes, womit im Grunde die gleiche Widersprüchlichkeit wiederkehrte, die sich so oft bei der Behandlung dieses anthropologischen Zentralthemas beobachten läßt.

In einer Welt des kaum begrenzten Bösen ist das Gute dennoch nicht gänzlich abwesend, wie es sich für Edwards in der wahrhaftig ausgeübten „Tugend“ offenbart, die allerdings im Rahmen „spiritueller Schönheit“ zu denken ist. „Natürliche Tugend“ allein – womit augustinische Tradition durchscheint – bleibt für den Präsidenten des College of New Jersey in Princeton (ab 1758) im letzten „Egoismus“, da solche Tugend nicht „das Sein im allgemeinen“ oder ein besonderes Wesen als von diesem allgemeinen Sein gewolltes her liebt. Solche Liebe ist nur der „wahrhaftigen Tugend“ zugänglich, welche „reines Wohlwollen“ ist. Und auf dieser Ebene wird die Edwardssche Ästhetik aktuell, insofern die „erste Schönheit“ die „spirituelle Schönheit“ bildet, welche der Zustimmung eines endlichen „intelligiblen Wesens“ zu Gott selbst entspricht. Der „Geschmacks“-Begriff (taste, goût) ist hierbei insoweit maßgeblich, als nicht nur ästhetische Strukturen als materielle oder ethische „Korrespondenzen“ ergriffen werden, sondern der „Geschmack“ als intuitive Kategorie eine „totale Seinsgegenwärtigkeit“ gegenüber einem geschaffenen Wesen bezeugt. Anders gesprochen: ein real Existierendes wird in sich selbst, durch sich selbst und für sich selbst „erkannt“. – Hierbei entspricht das „reine Wohlwollen“ als spirituell höchste Schönheit der absoluten Transzendenz der Gnade, da auch Gnade nur mit-teilbar ist, nicht aber be-sorgt werden kann. V. arbeitet hier wieder die Bezüge zu Lockes Konzeption von den „einfachen Ideen“ heraus: der Geist kann sie zwar benutzen, erhält sie indessen von außen. Es war Edwards' Originalität, dieses sinnliche Erkenntnistheorem auf die Gnaden-ebene zu übertragen, denn durch die „einfache Idee“ der Gnade erhält der spirituell orientierte Mensch „Geschmack“ am „ersten Schönen“, um auf diesem Wege immer mehr die reine Liebe zu suchen. Jede natürliche Tugend hingegen geht von einem begrenzt Begehrenswerten aus, das zur ich-bezogenen Bestimmung wird, während das Wohlgefallen an Gottes Liebe als originärer Schönheit eine unabänderliche, weil konstant-unwiderstehliche „Neigung“ darstellt. Und innerhalb einer solchen Spiritualitäts-Philosophie wird auch einsehbar, wie Gott – als ein lebendiges Sein – sich wirklich vom Gläubigen „schmecken“ lassen kann. – Wie nahe trotz dieser konkretisierten Gottesbeziehung die möglichen Verbindungen zu Kants späterer Lehre vom Noumenalen und zur praktischen Urteilskraft des Schönen sind, liegt auf der Hand. Deshalb macht V., der andernorts viele Einzelbeiträge zu Kant aufzuweisen hat, mit Recht darauf aufmerksam, daß Edwards nicht nur ein origineller amerikanischer Denker ist, sondern zugleich auch den letzten großen Vertreter eines christlich-philosophischen Systems vor den romantischen und idealistischen Gedankengebäuden in Deutschland darstellt. Unter diesem Aspekt schließt V.s Studie mithin eine Lücke in der bisherigen Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts. Entsprechende Namen- und Sachregister helfen dem insbesondere hieran interessierten Forscher ebenso weiter, wie eine spezielle Konkordanz der sechs verschiedenen Edwards-Editionen (335–349) die zukünftige Arbeit zu diesem Autor erleichtern wird.

Insgesamt gesehen dürfte es jedoch auch ein maßgebliches Verdienst dieses Buches sein, dem Begriff des Spirituellen (und dies nicht nur für den französischen Sprachraum eben) den Beigeschmack des Unwissenschaftlichen, Unverbindlichen oder gar Mystisch-Okkulten zu nehmen. Denn außer der „spirituellen“ Verlebendigung von Antithesen wie „Theorie und Praxis“, „Erkenntnis und Glauben“, „Philosophie und Religion“ wird hier die Potenz des Spirituellen zu philosophischer Stringenz grundsätzlich transparent gemacht.

R. KÜHN

TILLIETTE, XAVIER. *L'Absolu et la philosophie. Essais sur Schelling* (Epiméthée). Paris: Presses universitaires de France 1987. 258 S.

Zunächst soll T.s Buch hier vorgestellt werden, dann in einem zweiten Teil auf die Frage nach der Aktualität des Schellingschen Denkens eingegangen werden. Erstens: Bücher, die bemüht sind, die Komplexität und Kompliziertheit der Philosophie Schellings durchschaubarer zu machen, indem sie dieselbe schlaglichtartig von verschiede-